

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Wulf Kirsten

Die Schlacht bei Kesselesdorf

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

In vier Marschsäulen wälzt sich der unübersehbare Strom der preußischen Armee, vom Fürsten von Anhalt befehligt, zu Fuß und zu Pferde über die vereisten und verharschten Wege auf den Elbhöhen, die sich von Dorf zu Dorf winden, eines abgelegener als das andere. Tiefes Hinterland im Winterschlaf. Von den elendesten Knochen- und Achsenbrechern geädert. Die Radgeleise tief ausgefahren, die Gefälle ausgewaschen. Viele der Brücken und Brückchen so heruntergekommen, daß jedem ein Stoßseufzer der Erleichterung entfährt, der sie heil passiert hat. Hätte nicht der Frost für einen festen Grund gesorgt, wäre überhaupt kein Durchkommen. Es bleibt auch so noch anstrengend genug, auf den Unebenheiten des gefrorenen Schlammes zügig auszusicheren. Knirschend splittert unter den Hufen das Eis, das die mit Lehmbrühe gefüllten Schlaglöcher bedeckt. Der Winter hat der Landschaft eine dünne Schneedecke übergeworfen.

Den endlosen Marschkolonnen fahren alle verfügbaren Zimmerleute voraus. Zweihundert Arbeiter müssen ihnen zur Hand gehen. Auf zwanzig Wagen liegen Balken, Pfosten, Bohlen, Pfähle, Bretter, Bauklammern und alles, was an Handwerksgerät beim Wege- und Brückenbau vonnöten ist: Hacken, Schaufeln, Spaten, Äxte, Beile, Schrotsägen, Rammen, Vorschlaghammer, Brechstangen, Hebebäume. Brücken sind befahrbar zu machen, Übergänge zu schaffen, Ausweichstellen einzurichten, Hohlwege freizuschaukeln. Droht eine Steigung das Tempo zu drosseln, greifen sogleich vier Hände in jeden Speichenkranz, damit der Zug nicht

ins Stocken gerät und die Marschordnung nicht durcheinandergebracht wird. Die sich unausgesetzt an Forsche und Lautstärke überbietenden Zurufe der Kutscher feuern die Geschützgespanne an und halten sie in Schwung. Obendrein knallen und schmitzen die Peitschen. Nüstern, Nasen und Münder blasen den Frostrauch in die scharfe Dezemberluft, der sich über dem Heereszug zu langgestreckten Dunstwolken ballt. Aus den dampfenden Tierleibern werden die letzten Kraftreserven herausgeschunden. Gebieterischer noch als den abgeäscherten Gäulen sitzt den Musketieren und Füsiliern die Fuchtel im Nacken. Offiziere und Korporale treiben zur Eile. Kaum daß sie den Mannschaften eine kurze Verschnaufpause gönnen. Nur nicht stehenbleiben. Bewegung ist das einzige Mittel, den Frost zu ertragen. Den Soldaten, die in Kolonne marschieren, bleibt nicht mal die Zeit, ein flatterndes Huhn zu greifen und zu köpfen, wenn es durch eines der winterstarrten ärmlichen Bauerndörfer geht, die beim Anblick der gefräßigen Raupe vor Angst erschrecken und sich am liebsten in eine Ackerfurche ducken würden.

Die Fouragekommandos sorgen dann schon noch dienstfertig genug dafür, daß alles seine militärische Ordnung hat. Sie räumen aus und nehmen mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Die Armee hat einen großen Magen, der Tag für Tag aufs neue gefüllt werden muß. Kein Korn bleibt in den Dielenritzen, keine Schütte Stroh in der Scheune, kein Büschel Heu in der Raufe. Ketten, Riemenzeug, leere Säcke, volle nicht minder, Woilache, Leinwand, selbst Wagenschmiere und Pferdefluid schleppen die umsichtigen Beschaffungsexperten mit sich fort, ohne sich im mindesten von den Klagen der Bauersleute beeindrucken zu lassen, die nicht wissen, wie sie über den Winter kommen sollen. So viele Verstecke gibt es gar nicht, um in der Eile alle Vorräte beiseite zu schaffen. Zum Glück ist wenigstens das Wintergetreide bereits eingesät und kann nicht mehr requiriert werden.

In Schlachtordnung hatten die Truppen letzte Nacht mehr schlecht als recht auf freiem Felde biwakiert. Zwischen den Ortschaften Naustadt und Röhrsdorf. Weiter waren sie an dem Tage von Meißen aus nicht gekommen. Der Berg auf die Elbhöhen über Siebeneichen hatte mehr Zeit und Kräfte gekostet als vorgesehen. Ohne Stollen an den Eisen wären die Zugpferde auf der Steile überhaupt nicht vorwärts gegangen. Die Zelte boten zwar einigen Schutz vor dem eisigen Wind, der aus dem Osten blies. Dennoch fehlte es in dieser nur auf Sommerfeldzüge eingerichteten Behausung ganz entschieden an Wärme. Die hölzernen Zeltpflocke wollten sich nicht ins gefrorene Erdreich schlagen lassen. Sie zerbrachen oder prallten zurück. Wie sonst hätte man die eisige Nacht überstanden, wenn nicht im straff gespannten, sicher stehenden Zelt. So wie jedes militärische Detail im preußischen Heer aufs genaueste und ökonomischste ausgeklügelt war, herrschte auch ein strenges Zeltbaureglement, in dem jeder Handgriff vorgeschrieben war. Selbst unter den extremen Bedingungen, wie sie der Winter stellte, durfte davon nicht um ein Jota abgewichen werden. Und mit eiserner Selbstverständlichkeit, an der zu zweifeln niemand beigefallen wäre, fußte auch das Zeltreglement auf den allgemein üblichen hierarchischen Strukturen. Die kleinen Zelte der Gemeinen aus grobem Leinen mit Lederbesatz waren nicht abgefüttert. Der spartanische Schlafraum war für sechs Mann berechnet, meist wurden jedoch sieben hineingepfercht. Die Schlafordnung schrieb vor, in zwei Reihen zu schlafen, Fuß gegen Fuß geschichtet wie die Ölsardinen. Kein Quadratcentimeter zuviel. Das Äußerste an Sparsamkeit. Auf dem Boden etwas Stroh, über den müden Marschierern die gemeinsame Zeltdecke, nicht viel größer als die Grundfläche. Die Kavalleristenzelte, in denen nur fünf Soldaten lagen, endeten in einer Apsis, dem *Schopf*, der als Sattelkammer diente. Die Pferde wurden vor den Zelten angepflockt. Schon der Gedanke, unter die steifgefrorenen Planen kriechen zu müssen,

machte das Blut grieseln. Die dünne Strohschicht hielt die Kälte nicht ab, die aus dem Erdboden stieg.

Die Truppen lagerten auf einer kahlen, leicht gewellten Hochfläche, die keinerlei Schutz vor der rauhen Witterung bot. Aber das Lager hatte seine eigenen Gesetze und genauen Maße. Die gesamte Armee mußte in dem Geviert überschaubar sein. Fouriere und Fourierschützen zeichneten die Grundrisse und steckten die Begrenzung ab. Jeder Griff beim Auf- und Abbau der Zelte war hundertfach exerziert worden. Die Schlafgemeinschaften waren aufeinander eingespielt. Decke falten, Pflöcke ziehen, Zelte falten, Decke in das Zelt wickeln, den Packen samt Spannstangen aufs Pferd binden – all dies erfolgte im Gleichmaß nach Kommando. Jede Handbewegung der noch schlaftrunkenen und froststarrten Körper war automatisiert, anders wäre es nicht möglich gewesen, in fünfzehn Minuten abmarschbereit zu stehen. Nicht eine Sekunde durfte einer nachhinken in diesem perfekten Räderwerk.

Nur der Fürst hatte mit wenigen Begleitern sein Nachtquartier auf einem Bauernhofe des dem Biwak vorgelagerten Dorfes genommen. Die Öllaterne des Vorreiters bahnte eine kümmerliche Lichtschneise. Von Tag zu Tag war der König in seinen depeschier-ten Anweisungen unbeherrschter und ungnädiger geworden. Viel zu langsam sei er vorgerückt. Statt über Grimma, wie die Order lautete, hatte er die Truppen über Torgau marschieren lassen, in der Hoffnung, in der Festung ausreichend Proviant vorzufinden. Aber das war ganz offensichtlich ein unsinniger Umweg, auf dem nur kostbare Tage verlorengingen. Die eigenwillige und eigenmächtige Auslegung der anbefohlenen Marschrouten hatte den König konsterniert und echauffiert. Die von Kurieren mündlich und schriftlich überbrachten Befehle ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Gereiztheit hatte sich zu einem giftigen Zorn gesteigert, der keine Grenzen mehr kannte.

Nach den Siegen von Hohenfriedberg und Soor glaubte der

König den Krieg für sich entschieden zu haben. Wären die Sachsen nicht gänzlich mit Blindheit geschlagen, nähmen sie den Frieden an. Sie bekämen ihn sogar billig. Aber kaum war der König aus Schlesien, wo sein Heer sich anschickte, Winterquartier zu beziehen, zurückgekehrt, als er von einem geplanten Überraschungsangriff zu unvermuteter, weil ungewöhnlicher Jahreszeit der Österreicher und Sachsen Wind bekam.

Der Kriegsrat in Dresden unter Vorsitz des hinfälligen Herzogs von Sachsen-Weißenfels hatte einen Vorstoß auf Berlin beschlossen, der gewissermaßen im gestreckten Galopp vorgetragen werden sollte. Ein Reiterkunststück, von dem man sich großen Effekt versprach. Aber der schwedische Gesandte hatte die Schwachheit, in Berlin aus der Diplomatenschule zu plaudern. Die beiden preußischen Armeen lebten bereits in der wohlbegründeten Annahme, für dieses Jahr sei der Krieg überstanden. Ein Korps der österreichischen Rheinarmee rückte in Eilmärschen auf Berlin, während die Hauptmacht zum Marsch nach Leipzig rüstete, wo sie die preußische Armee, die der Fürst von Anhalt führte, schlagen zu können glaubte.

Der König hoffte nun, seinen Feinden, die ihn überrumpeln und niederdrücken wollten, durch einen geschickten Schachzug zuvorzukommen. Er mußte den Spieß einfach umdrehen. Eine andere Wahl blieb ihm nicht. Deshalb drang er unablässig und mit allem Nachdruck auf Prestissimo. Seine bei Leipzig stehenden Truppen mußten das sächsische Heer angreifen, ehe es sich mit den Österreichern vereinen konnte, und über das Gebirge nach Böhmen jagen. In dieser Situation, wo Sieg oder Niederlage unter Umständen von einer Kleinigkeit entschieden wurde, brachte ihn das Verhalten des alten Heerführers in Harnisch. Welch ein Ausbund an Halsstarrigkeit und Bockbeinigkeit! Wie konnte ihn sein Heerführer so gründlich mißverstehen? Als Drillmeister hatte der alte Haudegen wohl seine Meriten. Taktik hingegen war seine starke Seite nicht.

Ganz zu schweigen von den Methoden moderner Aufklärung, wie er sie eingeführt hatte.

Der Fürst fühlte sich im Recht. Gallig kamen ihm die fortwährenden Zurechtweisungen hoch. Das ging entschieden gegen seine Ehre. Klang das nicht, als sollte er zum Hundsfott erklärt werden. Reinweg hassen mußte ihn dieser König. Es fehlte nicht viel, und der Fürst hätte mitten in diesem vermaledeiten Winterfeldzug seinen Abschied genommen, wie so manch anderer Befehlshaber in den letzten Jahren, den der junge König mit seiner Barschheit vor den Kopf gestoßen hatte. Die Absichten des alten Heerführers kamen denen des Königs ganz entgegen, hätte dieser ihn doch am liebsten zum Teufel gejagt in seiner Fuchtigkeit. Die Animositäten wuchsen auf beiden Seiten. Das Maß schien voll, als ihn der König ganz ohne allen Bonton wissen ließ:

»Ich bin extrem frappiret worden als ich aus Ew. Liebden Schreiben vom 7. dieses erfahren habe, wie Dieselben den Sinn meiner ordre vom 4. dieses so genommen haben, als ob sie über die Elbe diesseits gehen und auf dieser seyte zum General Lehwalden stoßen solten. Ich muß Ew. Liebden sagen, daß Ich Dero bisherige operationes nicht approbiren kann, weil solche so *langsam* gehen, und wo was im Stande wäre, Mich hier in Unglück zu bringen, so wäre es gewiß Ew. Liebden Saumseligkeit. Hier seyndt zehn dergleichen Schlößer mit Land Militz besetzt, welche wir alle liegen lassen, und uns nicht daran kehren. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, daß Ew. Liebden über die Elbe kommen solten, ich weiß auch nicht wie Ew. Liebden in die Gedanken kommen können, daß sie über die Elbe dießseits kommen wolten, wenn diesselbe dießseits vorgehen so wäre solches eben soviel als mir hier das Messer an die Kehle gesetzt. Ich begreife auch nicht, wie Ew. Liebden dießseits der Elbe Meissen nehmen wollen, da dieser Ort jenseit der Elbe liegt, noch weniger begreife Ich, wo Ew. Liebden dan diesseits der Elbe weiter hin wollen. Ich schicke daher Ew. Liebden den

Capitain von Oelsnitz hin damit derselbe einmahl auf eine conveyable arth und nach Meiner Intention agiren möge; ich kan nicht leugnen, das ich gar übel von Ihr Durchl. Manoeuvres zufriden bin, sie gehen So langsam, als wen Sie sich vohrgenommen hätten, Mich aus Meiner avantage zu setzen, und weilln diese Sachen ernsthaft Seindt, So Rathe ihnen als ein guhter Freundt, Solche mit Mehrer wigeur zu tractiren, meine ordres ponctueler zu exsecutiren Sonsten Sehe Mihr gezwungen zu extremiteten zu Schreiten die ich gerne evitiren wolte. ich weiß auch das ich mihr alle Mahl So deutlich explicire das sein tage kein officir von meiner armée geklaget hat, das er mihr nicht verstünde und ist mein Velt Marschal der eintzige, der Meine deutliche befehle nicht verstehen kan oder verstehen wil, ich kan es nicht begreifen und ich bin in dem großen Misvergnügen dan Sie bringen Mihr um Ehre und reputation.«

Das war starcker Toback. Als am 10. Dezember der angekündigte Kurier eintraf, seine Instruktionen übergeben und explicit dargelegt hatte, packte den Fürsten die kalte Wut. Von dieser stürmischen Gemüts- und Geblütsaufwallung wurde es ihm speiübel und schwarz vor den Augen. Das war ihm in seinen dreiundfünfzig Dienstjahren noch nicht widerfahren. Ein junger Stabsoffizier, der eigens auf die Sprachgebung seines Königs studiert zu haben schien, ihm als Gedächtnisstütze zur Seite gestellt. Pfu Teufel! Zweifelte man etwa schon an seinem Verstande, an seinem Entscheidungsvermögen. Als wüßte er nicht selbst, wie Kriege geführt werden. Gedanken, die nicht mehr aufhören wollten, ihn zu peinigen. Unerträgliche Vorstellungen. Zum Störrischwerden. In trotziger Erbitterung schloß er seine Erwiderung: »... und kann nicht anders glauben, als daß Eure Königliche Majestät einen beständigen Haß gegen mir haben und behalten werden.«

Nun sah sich der König seinerseits bemüßigt, in dieser für ihn so brenzlichen Situation aus taktischen Gründen einen Pflock zurückzustecken. Eben jetzt konnte er den Fürsten unter keinen

Umständen entbehren. Die geringfügigste Stockung während des Vormarschs hätte die Siegeschancen erheblich verringert. Zuviel stand auf dem Spiel für Preußen. Kaum zuvor hatte sich der Staat in einer derart miserablen Verfassung befunden. Die Kassen leer. Die Kreditwürdigkeit weit und breit nahezu erschöpft. Das massive Silbergerät aus dem Schlosse eingeschmolzen. Kronleuchter, Tischplatten, Kaminverkleidungen, der Musikantenchor bei Nacht und Nebel außer Landes gebracht und in klingende Münze geschlagen, damit der Sold ausgezahlt werden konnte. Woher nun noch Reserven nehmen? Die Talsohle war erreicht. Der Beutezug im Vorjahr nach Böhmen, der sich zunächst so verheißungsvoll angelassen hatte, brachte am Ende weder materiellen Gewinn noch sonst irgendwelche Vorteile. Alle Erfolge während des raschen Vormarsches waren am Ende in Mißerfolge umgeschlagen. Die böhmischen Bauern hatten das Korn, wie ihnen von der Kaiserin geheißsen, tatsächlich vergraben und hielten sich in den Wäldern verborgen, wohlversehen mit den besten Empfehlungen der Landesmutter zur passiven Resistenz, unsichtbar für die Feinde. Ein unheimliches Land, so kam es den Besetzern vor. Dieser Art von Feindschaft war die königliche Armee nicht gewachsen. Um nicht zu verhungern, mußte sie das okkupierte Land schleunigst verlassen und nach Schlesien zurückkehren, in den sicheren Hort.

Verbissen und hartnäckig mühten sich die stolzen Habsburger, dem aufdringlichen Parvenü im Norden, der ihnen so anmaßend auf der Nase herumtanzte, diese Kornkammer wieder abzugeben. Unschicklicherwise gab Maria Theresia vor, lieber ihre Kleider, die sie auf dem Leib trug, zu missen als dieses fruchtbare Land, das seit dem Regierungsantritt des Hohenzollern zum Zankapfel geworden war, und was dergleichen kaiserliche Rodomontaden mehr waren.

Das von einer Kamarilla geleitete Sachsen war bislang lediglich als Hilfsmacht auf dem Plane gewesen. Der vertrottelte Kurfürst,

ein fader, träger Fleischsack, der von seinem Vater nur die Jagdleidenschaft und Verschwendungssucht geerbt hatte, wurde bei Laune und in Ahnungslosigkeit gehalten. Brühl, der eigentliche Herrscher im Lande, verstand es, den einfältigen Landesherrn mit einer undurchdringlichen Hecke von Aufpassern zu umgeben. Wie die Schießhunde hatten diese servilen Kreaturen darüber zu wachen, daß keinerlei Informationen über die Mißwirtschaft und das Elend im Lande an seine Ohren drangen. In völliger Verkennung der Realitäten liebäugelte man am sächsischen Hofe mit weitläufigen Ländereien, die eine Brücke nach Polen schlagen sollten. Brühl und seine wendigen Afterkriecher glaubten den Ausgang des Krieges durch einen überraschend geführten Winterfeldzug zu ihren Gunsten wenden zu können. Und da sie sich an ihren waghalsigen Plänen berauschten, schlugen sie das Friedensangebot des Preußenkönigs hochnäsig in den Wind und ließen es lieber auf ein blutiges Nachspiel ankommen. Gar zu gern hätten auch sie es gleich den Österreichern gesehen, wenn der dreiste preußische Emporkömmling wieder zum kleinen brandenburgischen Markgrafen heruntergedrückt würde und seine Einflußsphäre auf den kargen märkischen Sand beschränkt bliebe.

Auf den Brief des Feldherrn schrieb der König bereits tags darauf wesentlich kühleren Blutes und klareren Kopfes: »In den gantz besonderen Umständen vorinnen Ich jetzo bin, und da es Mir auf die Ehre Meines Hauses und auf die Wohlfahrt Meiner Lande und Leuthe ankommt, wird es Ew. Liebden ohnmöglich befremden können, daß ich in Sachen so das Wohlseyn und die Wohlfahrt Meine Lande und Armée angehen, allen Ernst gebrauche und keinen schone. Ich kann Ew. Liebden auf Meine Ehre versichern, daß ich gegen Dero Persohn keinen personellen Haß habe, worauf dieselben sich gewiß und fest verlaßen können; So weit aber gehet Meine Complaisance nicht, daß Jemanden es sey auch wer es auf der Welt es wolte, menagirete, wenn Ich sehe, daß Mein Interesse

so genau damit verknüpft ist. Ich danke Gott! daß es diesmal mit dem Generalleutnant Lewald so gut abgelaufen ist. Morgen bin ich in Königsbrüg. Mit der Armée, der Friden Sehet weitläufiger aus als es geschinen in deßen Marschiren Sie den 14. auf jener Seite der Elbe, und ich auf dießer seiten Nach Dresden, und den 15. darauf So Mus es ein Ende werden, und erfähret man das geringste vom Pr. Carel So stoße mit diesem Corps zu Ihnen.«